

Alarmierend

Migranten sind häufiger krank

Migranten leben ungesünder und erkranken öfters. Schlechte Bildung ist eine Ursache. Besonders Frauen scheuen die Vorsorgeuntersuchung.

VON JOSEF GEBHARD

Für mich ist es nicht leicht, wenn ich zum Arzt muss. Ich tue mir schwer zu erklären, was mir fehlt. Und ich verstehe ihn auch nicht so gut“, sagt die 55-jährige Birsen T., die aus der Türkei stammt.

Bis vor wenigen Jahren war die in Wien lebende Frau deshalb bei keiner Vorsorgeuntersuchung. Erst über Bekannte erfuhr sie dann aber vom Vorsorgezentrum der MA 15 bei der Per-Albin-Hansson-Siedlung in Favoriten.

Seit sechs Jahren gibt es hier ein Angebot, das sich speziell an türkischstämmige Migranten richtet. Zweisprachige Mediziner und Dolmetscher etwa, die die Patienten bei den Untersuchungen selbst, beim Ausfüllen von Unterlagen und in sozialen Angelegenheiten helfen.

Allein in diesem Jahr besuchten bisher 400 Patienten mit türkischen Wurzeln das Zentrum. Ein zweites Zentrum befindet sich im 15. Bezirk, ebenfalls eine klassische Zuwanderer-Gegend (siehe Zusatzbericht).

Gerade Frauen scheuen sich, herkömmliche Angebote zu nutzen. Hinzu kommen kulturelle Vorbehalte.



Franz-Josef-Spital: Mahmut Cakmaz bei seinem jährlichen Check, das Personal spricht auch türkisch

„80 Prozent der 45-Jährigen mit türkischem Hintergrund waren noch nie bei einer Vorsorgeuntersuchung“, sagt Wiens Frauengesundheitsbeauftragte Beate Wimmer-Puchinger. „Wegen ihrer Sprachprobleme fliegen sogar manche zu Untersuchungen in ihre Heimat“, erzählt wiederum Figen Ibrahimoglu von der MA 15. Mit allen Nachteilen für die weitere Versorgung.

Keine Vorsorge Die mangelhafte Vorsorge ist einer der Gründe, dass es um die Gesundheit der Migranten aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien schlecht bestellt ist. Sie erkranken deutlich häufiger an Diabetes, Bluthochdruck, aber auch Migräne und Depressionen als die Gesamtbevölkerung (siehe Grafik).

Viel entscheidender ist aber ein anderer Faktor: „Migrantenerkrankungen sind klassische Armutserkrankungen“, sagt Martin Schenk von der Armutskonferenz. Und gerade unter den Migranten gibt es viele, die schlecht gebildet und armutsgefährdet sind oder in schlecht bezahlten, dafür umso anstrengenderen Jobs arbeiten.

Wie Mahmut Cakmaz, der gerade auf seinen jährlichen Check wartet: 1989 nach Österreich gekommen, arbeitete der Mann jahrelang am Bau sowie als Kran- und Staplerfahrer. Im Vorjahr musste der heute 58-Jährige wegen schwerer Rückenprobleme in die Frührention gehen.

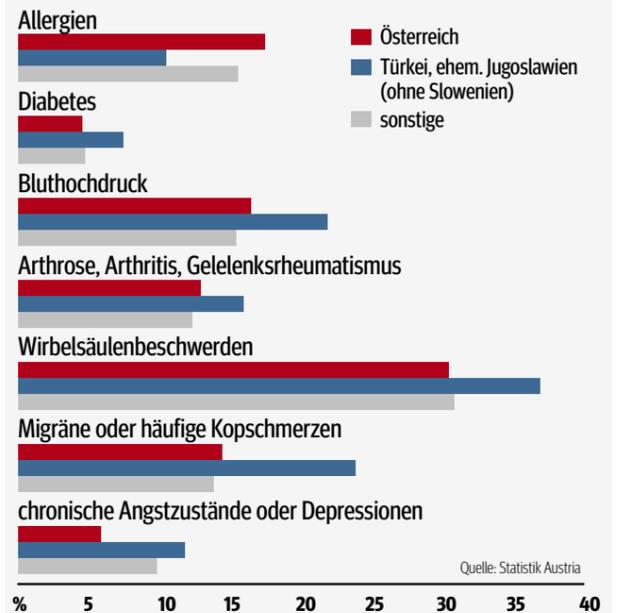
Wegen seines Alters sei es schwer gefallen, Deutsch zu lernen. „Wenn ich ins Kran-

kenhaus muss, gehe ich daher am liebsten ins Kaiser-Franz-Josef-Spital. Dort gibt es Personal, das türkisch spricht.“

Improvisation Geht es um die Überwindung von Sprachproblemen, wird in vielen Krankenhäusern aber immer noch improvisiert. „Bei Bedarf wird oft ein Mitarbeiter aus anderen Bereichen zum Übersetzen herangezogen“, sagt Thomas Szekeres von der Ärztekammer. „Das ist immerhin besser als gar nichts.“

Dennoch fordert Szekeres jetzt den Ausbau der Angebote für Migranten. Er räumt aber ein, dass dabei auch seine eigene Ständevertretung Nachholbedarf hat. So gibt es bis heute in der Ärztekammer kein Referat für Migranten.

Häufigkeit chronischer Krankheiten nach Herkunft in Prozent



► Vergleich

Innenstadt und Wien-Fünfhaus

Sag mir, wo du lebst, und ich sage dir, wann du stirbst: Zwischen den einzelnen Wiener Bezirken gibt es deutliche Unterschiede in der Lebenserwartung.

Im „noblen“ 1. Bezirk liegt sie bei 81,8 Jahren, während die Bewohner von Rudolfsheim-Fünfhaus im Schnitt 77,3 Jahre alt werden.

Gerade in diesem Bezirk wird offensichtlich, wie eng Wohlstand, Herkunft und Gesundheit zusammenspielen: Mit einem durchschnittlichen Jahresnettoeinkommen von 15.800 Euro pro Bewohner ist der traditionelle Arbeiterbezirk

auch in dieser Kategorie das Schlusslicht in der Bundeshauptstadt. Gleichzeitig hat der 15. Bezirk mit 31,8 Prozent auch den höchsten Ausländer-Anteil (Wien-Schnitt 19,1 Prozent).

„Es ist evident, dass in Bezirken mit einem hohen Migrationsanteil die Lebenserwartung niedriger ist“, sagt Mediziner Thomas Szekeres.

„Dort ist die Bevölkerung übergewichtiger, der Anteil der Raucher höher. Wer schlecht verdient und auch unter sozialem Druck steht, ernährt sich in der Regel auch falsch“, sagt der Experte.

BEGEGNUNGEN

Einladung zur Freiheit

VON TONI FABER

Spätestens der Adventbeginn ist für die meisten von uns zum Auftakt des Weihnachtsstresses verkommen. Die kirchliche Tradition stemmt sich dagegen: Sie lädt ein, sich Zeit zu nehmen für eine Inventur des Herzens.

Einige Tage im Kloster haben mir ermöglicht, im Schweigen hörender zu werden für die wesentlichen Dinge des Lebens. In dieser geschenkten Zeit habe ich das Herzstück der Verkündigung Jesu meditiert: die radikale Botschaft der Bergpredigt, die mich seit Jugendtagen herausfordert. Sie ist nicht unbedingt eine Handlungsanweisung für Gelegenheits-Christen, gibt jedoch viele Anstöße, eine neue Freiheit zu erlangen.

Die Rede Jesu umfasst drei Kapitel des Matthäusevangeliums, gleich zu Beginn des 5. Kapitels finden sich die Seligpreisungen, von denen eine lautet: „Selig, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen.“



Wohnung und Arbeitsplatz gilt, gilt auch für unseren inneren Menschen: ausmisten, entrümpeln, Platz schaffen, Freiräume einrichten.

Mehrwert Der Advent lädt zu größerer Wachsamkeit und Aufmerksamkeit ein, er wirbt für eine neue Freiheit. Damit wir unseren Herzensfrieden finden können und nicht aus dem Gleichgewicht kippen. Jede Minute, die ich mir nehme; jede Kerze, die ich entzünde; jede Gelegenheit, mit einem Geschenk zu erfreuen, kann mehr sein, als die gesetzte Handlung. All dies kann zu einer neuen Erfahrung mit Gott führen.

Wir können das Reich Gottes nicht machen, doch wir können es suchen und ihm Raum schaffen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen Advent, in dem Sie die Gelegenheit zu mehr innerem Freiraum und Freiheit nutzen.

Der Autor ist Dompfarrer zu St. Stephan
toni.faber@kurier.at

Abstimmung im Jugendparlament

Plenum – Salzburger Schüler berieten über fiktive Gesetze

Handys orten – soll das einfach möglich sein? Und ab welchem Alter soll dem zugestimmt werden können? Immerhin funktionieren so manche Apps nur mit Bekanntgabe des Standorts.

Mit diesen Fragen befassten sich am Freitag das diesmalige Jugendparlament. Dieses Mal waren 83 Jugendliche aus vier Salzburger Schulen dran (AKG, Poly Taxenbach, HAK St. Johann/Pongau und BG Zell am See). Jedes halbe Jahr gehört das Parlament Jugendlichen der neunten Schulstufe – immer aus jenem Bundesland, das gerade im Bundesrat den Vorsitz hat.

Geteilt in vier Fraktionen (weiß, gelb, türkis und violett) beraten die Jugendlichen in Klubsitzungen, Ausschüssen und im Plenum über einen (fiktiven) Gesetzesvorschlag. Um danach abzustimmen. In diesem Fall sah der – von der (echten) Parlamentsdirektion vorgelegte Erstentwurf vor, niemand könne vor Vollendung des 18. Lebensjahrs der Übermittlung der Standortdaten via Handy zustimmen.



Jugendparlament: Symbolisch halten Kids Handys in die Kameras

Auch die gesetzlichen Vertreter (Eltern) könnten keine Einwilligung dafür geben.

Bereits in den ersten Klubsitzungen herrschte Übereinstimmung, diese Altersgrenze sei zu hoch. „Wenn wir mit 16 wählen dürfen, sind wir auch reif, selber zu sagen, ob unser Handy geortet werden darf“, meinte etwa Nataša Jevtić, Pressesprecherin des violetten Klubs, zum KURIER.

Beschlossen wurde schließlich: Ab 16 kann man selbst entscheiden, zwischen 14 und 16 dürfen El-

tern einwilligen, aber „nur im Einvernehmen mit den Kindern und Jugendlichen“.

In Entschließungsanträgen verlangten die Abgeordneten für einen Tag unter anderem, dass Anbieter von solchen Apps „hinreichend, altersgerecht und verständlich ... über Gefahren und Auswirkungen der Zustimmung zur Datenverwendung“ hinweisen müssen.

– Heinz Wagner

INTERNET
www.reininsparlament.at
www.kiku.at (mehr plus Fotostrecke)